

Leseprobe aus:

Leena Lehtolainen

Sag mir, wo die Mädchen sind



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Leena Lehtolainen

**SAG MIR,
WO DIE MÄDCHEN SIND**

MARIA KALLIOS ZEHNTER FALL

Aus dem Finnischen von
Gabriele Schrey-Vasara

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
«Minne Tytöt Kadonneet» bei Tammi, Helsinki.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Dezember 2013
Copyright © 2012 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«Minne Tytöt Kadonneet»
Copyright © 2010 by Leena Lehtolainen
Redaktion Stefan Moster
Umschlaggestaltung any.way,
Barbara Hanke/Cordula Schmidt
(Abbildung: plainpicture/Bildhuset)
Satz Arno Pro PostScript (InDesign)
bei KCS GmbH, Buchholz bei Hamburg
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 25685 1

Für Anna und Hanna

PROLOG

Als das Reihenfeuer begann, war ich gerade eingenickt. Ich erkannte das Geräusch der Kalaschnikows im Halbschlaf, und als ich die Augen öffnete, sah ich östlich der Straße Mündungsfeuer aufflammen, knapp einen Kilometer vor dem Panzerfahrzeug, das uns nach Kabul zurückbringen sollte.

«Versuchen wir zu wenden?», fragte unser Fahrer, Unteroffizier Jere Numminen, seinen Vorgesetzten. Hinter uns war nichts als Dunkelheit. Die Schüsse trafen uns noch nicht, wohl aber die beiden Geländewagen vor uns. Auch sie transportierten Polizeibeamte aus den EU-Staaten, die an der Eröffnung der von EUPOL geförderten neuen afghanischen Polizeischule in der Nähe von Dschalalabad teilgenommen hatten.

Bevor Major Lauri Vala antworten konnte, explodierte der erste Wagen unserer Kolonne, in dem die deutschen Polizeiausbilder Helmut Lindemann und Ulrike Müller saßen. Ihr Fahrer war ein junger Offizier, der mit Vornamen Sven hieß.

Die Deutschen waren, so wie wir, in einem gepanzerten Geländewagen vom Typ RG-32 unterwegs. Gewehrkugeln konnten ihm nichts anhaben, zumal die Schützen zu weit entfernt waren, um die optimale Feuerkraft zu erzielen. Also musste am Rand der angeblich sicheren Straße eine Bombe detoniert sein. Die vor uns fahrenden Franzosen hielten an, die Briten hinter uns setzten bereits zurück. Lauri Vala drückte sich den Helm fester auf den Kopf. Ich hatte meinen abgenommen, weil er mir über dem Hijab zu warm geworden war. Jetzt setzte ich ihn hastig wieder auf, obwohl mir seine Schutzwirkung fragwürdig erschien. Im Licht der Flammen nach der Explosion konnte man sehen, dass von dem französischen Wagen aus zurückgeschossen wurde.

«Die haben nur eine Waffe», sagte Vala. Ich spürte das Gewicht meines Revolvers im Achselhalfter. Es drängte mich, zu den Deutschen zu rennen und nachzusehen, ob man noch etwas für sie tun konnte, doch das wäre glatter Selbstmord gewesen.

Antti und meine Mutter hatten recht gehabt: Nur Verrückte gehen freiwillig nach Afghanistan. Ich hatte wie eine verantwortungslose Idiotin gehandelt, als ich mich bereit erklärt hatte, zur Eröffnung zu reisen. Nun würde ich meine Kinder Iida und Taneli womöglich nie mehr wiedersehen. Als Vala eine Maschinenpistole unter dem Sitz hervorholte und den Lauf durch die eigens dafür eingebaute Schießscharte schob, merkte ich, dass ich betete. Gleichzeitig begriff ich, dass ich nicht wusste, an welchen Gott ich mein Gebet richtete, an den der Christen oder an den des Islam. Der Letztere schien in diesem Landstrich mächtiger zu sein.

Valas Gesicht war ausdruckslos, als er das Feuer eröffnete. Die Angreifer waren weit weg, und er schoss in erster Linie zur Abschreckung, verballerte aber sämtliche dreißig Patronen des Stangenmagazins. Auch die Franzosen hatten begonnen, die Angreifer unter Beschuss zu nehmen, und allmählich erloschen die Mündungsfeuer in der Ferne. Außerhalb der lodernden Flammen, die aus dem Wagen der Deutschen schlugen, lag die Welt wieder in undurchdringlicher Dunkelheit. Vala zog die MP aus der Schießscharte und suchte nach seinem Satellitentelefon. Bevor er den Code eintippen konnte, klingelte es.

«Moose.» Das war Valas Codename. Er sprach auf Englisch weiter, offenbar handelte es sich bei dem Anrufer um den Fahrer des britischen Wagens, der hinter uns wartete. Albert Shaw, Vizepolizeichief bei New Scotland Yard, war der ranghöchste unter den Beamten, die an der Eröffnung der Polizeischule teilgenommen hatten.

Während Vala sprach, reckte sich Numminen zur Ladefläche. Zur Standardausrüstung der Fahrzeuge gehörte neben Waffen,

Notproviant und Wasser auch ein Minensuchgerät. Vala beendete das Gespräch abrupt. Ich sah, dass die Tür des französischen Wagens geöffnet wurde. Natürlich hatte auch der Fahrer der Franzosen ein Suchgerät.

«Den Amis nach sollte die Straße in Ordnung sein. Das hatten sie auch den Franzosen bestätigt. Wie zum Teufel sind die Bomben hergekommen? Nicht aussteigen!», hielt Vala seinen Untergebenen zurück. «Wenn die Pariser Jungs ihr Leben riskieren wollen, nur zu. Ich ruf jetzt Baxter an.»

Steve Baxter, Oberst bei den amerikanischen ISAF-Truppen, war für die Sicherheit unserer Delegation zuständig. Während des Telefonats mit ihm ließ Vala eine ganze Litanei englischer Flüche vom Stapel, mischte aber auch ein paar finnische darunter.

Bisher war alles nach Plan verlaufen, und Vala hatte eiskalt und gelassen gewirkt, ein Typ, dem auch eine Polizistin wie ich ihr Leben anvertrauen konnte. Nun war er wütend über den Fehlschlag.

Ich beobachtete den jungen französischen Offizier, der sein Minensuchgerät langsam hin und her schwenkte. Er sah aus wie eine Osterhexe, die mit einem modernisierten Besen um das Feuer tanzt. Die Ethik finnischer Soldaten besagte, dass man einen Kameraden nicht im Stich lässt, doch man hatte uns streng verboten, unser Leben zu riskieren, um andere zu retten. Ulrike und ich waren für die Ausbildung weiblicher Polizeikräfte zuständig gewesen, wir waren Freundinnen geworden. Ich dachte an Ulrikes blonden Dutt, aus dem sich immer wieder einzelne Locken lösten, und spürte den Geruch brennender Haare in der Nase. Ich konnte nur hoffen, dass Ulrike sofort tot gewesen war. Es war reiner Zufall, dass der Wagen der Deutschen auf dem Rückweg von Dschalalabad nach Kabul an der Spitze des Geleitzugs gefahren war.

Der zweite französische Soldat hatte einen Schaumlöcher

zur Hand genommen, der jedoch gegen die hoch aufschlagenden Flammen machtlos war. Nun stiegen auch die Briten aus, sie hatten ein effektiveres Löschgerät. Als Numminen erneut Anstalten machte, den Wagen zu verlassen, legte Vala ihm eine Hand auf die Schulter. Mehr brauchte es nicht, Numminen ließ sich auf seinen Sitz zurückfallen.

Vala hatte sein Gespräch beendet. «Baxter weiß nicht, was schiefgelaufen ist. Die zwölfte Abteilung des vierzehnten Bataillons sollte die Straße überwachen. Die Verbindung zu dem Trupp ist abgebrochen. Hilfe ist unterwegs, die Hubschrauber starten gerade im nächsten Stützpunkt der NATO-Truppen, zehn Kilometer von hier. Die Kavallerie kommt also, aber viel zu spät. Wie hieß es noch in den Festreden? Die neue Polizeischule ist ein großer Schritt in Richtung Demokratie und ein Hoffnungsfunke für das vom Krieg gebeutelte Land. Na, der Funke hat ein prächtiges Feuer entzündet.»

Ich hatte nicht die Kraft, ihm zu antworten. In Todesangst reden Menschen oft dummes Zeug. Allerdings wünschte ich mir, Vala würde den Mund halten, denn ich konnte keine Worte ertragen. Noch nie hatte ich mich so klein und hilflos gefühlt wie in diesem Moment in der trostlosen, lichtlosen Wüste, wo vor meinen Augen drei Menschen zu Asche wurden.

Es war noch hell am frühen Februarabend, die Sonne färbte die einen Meter hohe Schneewehe in unserem Garten zartblau. Als ich die Tür öffnete, stieg mir Schokoladenduft in die Nase. Taneli saß mit einer Tasse Kakao am Küchentisch und las Comics. Aus Iidas Zimmer kam Musik, ich erkannte die schicksalsschwere Stimme von Nina Hagen. Meine Tochter hatte einen Teil ihrer musikalischen Vorlieben von mir geerbt. Wie jeden Tag hatte sie die Post aus dem Kasten geholt, als sie von der Schule kam. Auf dem Küchentisch lagen die Freitagzeitungen, Anttis Handyrechnung und ein dicker, gefütterter Briefumschlag im Format DIN A4, dessen ursprüngliche Adresse krakelig durchgestrichen war. Der Brief war zunächst an die Polizeiabteilung des finnischen Innenministeriums geschickt und von dort an mich weitergeleitet worden. Der fleckige, zerdrückte Umschlag ließ darauf schließen, dass die Sendung mit Metalldetektoren, Bombenspürhunden und Röntgengeräten untersucht worden war.

Der Brief war in München abgestempelt, als Absenderin war Helga Müller, Kurfürstenstraße 13, angegeben. Ich nahm die Schere aus dem Ständer und schnitt den Umschlag vorsichtig auf. Er enthielt ein Schmuckkästchen aus glattpoliertem Holz, allem Anschein nach Birke, und einen Brief, auf dem mein Name stand: «Oberkommissarin Maria Kallio». Da ich wusste, von wem der Brief kam, zögerte ich, ihn zu lesen.

Er war auf lindgrünem Papier geschrieben, in klarer und akkurater Handschrift, mit einfachen englischen Sätzen, die allerdings einige grammatikalische Fehler enthielten.

«Sehr geehrte Oberkommissarin Kallio. Erst jetzt sind meine Kräfte so weit wiederhergestellt, dass ich fähig bin, den letzten Wunsch meiner Tochter Ulrike zu erfüllen. Vor der Abreise nach Afghanistan hat sie ihr Testament gemacht; darin bittet sie mich, ihren Schmuck unter ihren Freunden zu verteilen. Ich bin Ihnen nie begegnet, aber meiner Meinung nach passt dieses Schmuckstück zu einer Finnin. Ulrike hat Sie sehr geschätzt; sie hat mir erzählt, dass sie mit Ihnen die besten Gespräche über den Polizeiberuf und über die Stellung der Frau im Arbeitsleben geführt hat.

Wir haben Ulrike in aller Stille im Familienkreis beigesetzt, obwohl die Presse und andere Neugierige dabei sein wollten. Deshalb haben wir Sie nicht eingeladen; außerdem hätten Sie ja auch einen langen Weg gehabt.

Hochachtungsvoll, Ulrikes Mutter Helga Müller.»

«Mutti, was ist da drin?» Offenbar hatte ich aufgeschluchzt, denn Taneli hatte seine Lektüre unterbrochen und starrte mich erschrocken an.

«Ein Geschenk von einer Freundin. Ein Schmuckstück. Komm, wir sehen es uns an.» Ich gab mir Mühe, freudig überrascht zu wirken, denn meine beruflichen Sorgen gingen einen Neunjährigen nichts an. Ich öffnete das mit grünem Satin ausgeschlagene Kästchen. Darin lag ein Halsschmuck, ein schmaler Reif, an dem aus Silber geschmiedete, etwa sechs Zentimeter lange Anhänger in Form von Fichtennadeln befestigt waren. Ulrike hatte diesen Schmuck getragen, als wir mit den Afghaninnen den Abschluss des Polizeiausbilderkurses in Tampere gefeiert hatten. Danach waren unsere Schülerinnen nach Afghanistan zurückgekehrt, um dort die Polizeischule aufzubauen, und Ulrike war wieder nach München geflogen, wo sie mit ihrer Mutter in der Nähe des Englischen Gartens und der Pinakotheken wohnte. Ich hatte vorgehabt, sie zu besuchen, wenn in Süd-

deutschland der Frühling Einzug hielt. Doch bevor es dazu kam, war Ulrike gestorben, und nun erwartete mich in München nur ihr Grab.

Ich brachte den Schmuck ins Schlafzimmer. Auf dem Bett lagen unsere Katzen Seite an Seite. Der grau gestreifte Venjamin hatte im Herbst einen Gefährten bekommen, Jahnukainen, einen Kater aus dem Tierheim, dessen Fell dem Panzer einer Schildkröte ähnelte. Iida hatte zwei Jahre lang über Venjamins Einsamkeit gejammert und versprochen, sich darum zu kümmern, dass Venjamin sich mit einem neuen Katzenjungen anfreundete. Ein paar Wochen lang hatten die Tiere sich angefaucht und gezankt, doch dann gewöhnten sie sich aneinander. Mitunter kämpften sie spielerisch, dann wieder leckten sie sich gegenseitig den Nacken wie liebevolle Brüder.

Die Musik war verstummt, ich hörte, wie Iida nach unten kam.

«Hallo. Ich hab in der Mathearbeit eine Eins plus gekriegt! Wann fahren wir zu den Koivus?»

Meine Tochter schaffte es, mich zum Lächeln zu bringen: Heute war zur Abwechslung ein Sonnentag. Gestern hatte sie noch gemotzt, weil sie bei den Koivus mit Kleinkindern spielen musste. Juuso war gut ein Jahr jünger als Taneli, Sennu war sechs, und Jaakko wurde in der nächsten Woche fünf. Das war der Anlass für die Einladung.

«Wir nehmen den Bus um Viertel vor sechs. Eine Eins plus? Wofür hast du denn das Plus gekriegt?»

«Die Lehrerin hat mir eine Zusatzaufgabe gegeben, weil ich so schnell fertig war.»

Ich strich ihr über die Haare. Iida hatte die mathematische Begabung ihres Vaters geerbt. Sie war ein paar Zentimeter größer als ich und körperlich bereits eine junge Frau. Ihre Haare hatte sie schwarz gefärbt, und seit einem Jahr trug sie ausschließlich schwarze Kleidung. Ich hatte nicht vergessen, wie ich mich

mit meiner Mutter über meine Kleidung gestritten hatte, darum erlaubte ich Iida anzuziehen, was sie wollte, obwohl sie es mit ihren Gothic-Spitzen und dem violetten Lidschatten mitunter derart übertrieb, dass ich ein Lachen nicht unterdrücken, sondern allenfalls als Hustenanfall tarnen konnte. Ich selbst hatte mit dreizehn noch Jeans und jugenhafte Hemden getragen, doch dann waren Sicherheitsnadeln und zerfetzte Strumpfhosen an der Reihe gewesen. Ulrike hatte mir erzählt, sie habe mit Punkmusik gegen ihre Rolle als braves bayerisches Mädchen rebelliert; unsere ähnliche Jugend hatte uns verbunden, obwohl Ulrike zehn Jahre jünger war als ich.

Kaum dachte ich daran, kehrte die Trauer, die sich allmählich gelegt hatte, so heftig zurück, dass ich vor Wut hätte brüllen mögen. Zum Glück holte Iida ihre Klassenarbeit. Sie wollte ihr Lob, und ich gab es ihr. Bei einer Dreizehnjährigen war es das Beste, jeden Moment zu genießen, in dem sie noch die Nähe ihrer Eltern suchte.

Für den Besuch bei den Koivus kleidete ich mich nicht besonders festlich, legte aber den Schmuck an, den ich von Ulrike geerbt hatte. Anu und Pekka Koivu waren gute Freunde, ihnen konnte ich die Geschichte der Halskette erzählen. Antti kam so spät nach Hause, dass uns nur noch fünf Minuten blieben, bevor wir zum Bus gehen mussten, und er merkte natürlich nicht, was ich anhatte. Er war vor einiger Zeit widerstrebend an die Universität zurückgekehrt, um eine Mathematikprofessur zu übernehmen. Die Arbeit selbst fand er nach wie vor interessant, aber der Papierkrieg und die Pflicht, Erfolge vorzuweisen, nagten an der akademischen Freiheit, was Antti mindestens einmal wöchentlich zur Weißglut trieb. Auch jetzt wirkte er so angespannt, dass ich ihn lieber nicht fragte, was es Neues gab. Iida marschierte ein Stück vor uns zur Bushaltestelle, und Taneli machte abwechselnd Wechselschritte und Scherensprünge. Iida hatte im letzten Sommer erklärt, sie wolle mit dem Formations-

eiskunstlauf aufhören; dagegen trainierte Taneli noch eifriger als zuvor im Solo und legte die leichteren doppelten Sprünge bereits mühelos hin. Es gefiel ihm, nicht mehr im Schatten seiner großen Schwester zu stehen. Der Eiskunstlauf war nun nur noch seine Sportart, und er war deutlich begabter als Iida.

Im Bus forderte Iida plötzlich, nach Tapiola fahren zu dürfen, statt mit uns nach Leppävaara zu den Koivus. Im Mädchenclub, den sie immer häufiger besuchte, stand wie jeden Freitag Improvisationstheater auf dem Programm.

«Nächste Woche!», fuhr Antti sie so heftig an, dass sie verstummte. Im Allgemeinen schimpfte Antti nicht mit den Kindern, sondern überließ mir das Kommando. Iida funkelte ihren Vater erbost an und legte dann demonstrativ eine weitere Schicht Lipgloss auf ihre Lippen, die ohnehin bereits glänzten wie ein Spiegel.

Bei Koivus roch es nach Chili und Zitronengras, Anu hatte vietnamesisch gekocht. Iida hörte auf zu meckern und spielte mit Sennu Friseur, während Juuso Taneli zu einem Brettspiel holte und Jaakko den beiden folgte. Pekka servierte Aperitifs, und nach einigen Schlucken wirkte Antti schon sichtlich entspannter. Er bemerkte sogar meinen Schmuck und fragte, ob er neu sei.

«Heute per Post gekommen, von Ulrike Müllers Mutter.»

«Auf Ulrike», sagte Pekka und hob sein Glas. Anu und er hatten Ulrike kennengelernt, als wir mit den afghanischen Kursnehmerinnen das Polizeipräsidium in Espoo besucht hatten. Wir stießen schweigend an. Iidas und Sennus Lachen drang aus dem Elternschlafzimmer, in das sie sich zurückgezogen hatten, um ungestört ihre Frisuren ausprobieren zu können. Schließlich brach Pekka das Schweigen.

«Hat man eigentlich herausgefunden, wie die Bombe auf die Straße gekommen war, die doch streng überwacht und sicher sein sollte?»

«Die Einheit, die den Straßenabschnitt kontrollieren sollte, war angegriffen worden, das heißt, zuerst hat die Kontrolle versagt und dann die Kommunikation. In der Woche darauf hat an derselben Stelle eine Bombe Mitarbeiter des Roten Halbmonds getötet. Auch unter ihnen waren Frauen. Hinter den Anschlägen stecken wahrscheinlich Drogenbarone, die sich durch die Verstärkung der Polizeikräfte bedroht fühlen. Es ist unmöglich, mit ihnen zu verhandeln.»

Während meines Aufenthalts in Afghanistan hatte ich einige Frauengefängnisse besucht. Die meisten Häftlinge waren nach finnischem Maßstab keine Kriminellen; in den Zellen saßen unter anderem vergewaltigte Frauen und blutjunge Mädchen, die vor einer Zwangsehe mit einem mehrere Jahrzehnte älteren Mann geflohen waren. Das Gefängnis war beinahe eine Art Asyl, obwohl man sich nicht immer auf den Gerechtigkeitssinn der Wärterinnen verlassen konnte. Von den Taliban wurde das Gefängnis ebenso abgelehnt wie die Polizeischule, weil dort auch Frauen ausgebildet werden sollten. Die Arbeit der Schule, die wir gegründet hatten, stützte sich nicht auf die Scharia, sondern auf den Gedanken, dass demokratische Polizeikräfte jeden gleich behandelten und sich nicht bestechen ließen. Obwohl ich mich nur zehn Tage im Land aufgehalten hatte, war mir klar geworden, wie utopisch das Projekt war. Viele der aktiven Polizisten konnten nicht einmal lesen, und Korruption war an der Tagesordnung. Einer der bisher schlimmsten Rückschläge hatte sich Anfang Februar ereignet, als ein Mann in Polizeiuniform zwei schwedische Soldaten und einen Dolmetscher erschossen hatte. Auch estnische Opfer hatte es bereits gegeben, und früher oder später würden auch Finnen ihr Leben lassen.

Nach dem Afghanistan-Projekt hatte ich weiterhin periodisch an der Polizeifachhochschule in Tampere unterrichtet. Am nächsten internationalen Polizistinnenkurs hatten Frauen aus den von Kriegen geschwächten Ländern Afrikas teilgenom-

men, unter anderem aus dem Sudan, aus Somalia und dem Kongo. Die Abschlussfeier hatte Anfang Februar stattgefunden, und danach hatte turnusgemäß Schweden die Verantwortung für die von der EU finanzierte Polizeiausbildung übernommen. Man hatte mir angeboten, weiter mitzuarbeiten, aber ich hatte keine Lust, zwischen Göteborg und Espoo zu pendeln. Es war mir schon schwer genug gefallen, wochenweise in Tampere wohnen zu müssen, getrennt von meiner Familie.

«In gut einer Woche hast du wieder einen ungefährlichen Job», lächelte Anu. «Und nicht mehr so weit zur Arbeit.»

«Gut, dass du die positiven Seiten siehst. Und obendrein bekomme ich ja nette Kollegen.»

In den letzten fünf Jahren hatte ich nur befristete Jobs gehabt. Bevor ich bei der internationalen Ausbildung eingesetzt wurde, hatte ich meine Brötchen bei einem Forschungsprojekt des Innenministeriums über Gewalt in der Familie verdient, von wo ich einmal kurzfristig in den Dienst der Espooer Polizei abkommandiert worden war. Nun kehrte ich wieder dauerhaft zur Polizei zurück, deren Organisation im vergangenen Jahr von Grund auf umgestaltet worden war. Im ganzen Land hatte man Polizeibezirke zusammengelegt, und dem Espooer Polizeipräsidium war die Leitung für den ganzen Polizeibezirk West-Uusimaa zugekommen, zu dem auch die Städte Raasepori, Lohja und Vihti gehörten. Der Hauptarchitekt der Reform in Espoo war mein früherer Vorgesetzter Jyrki Taskinen, der die von der Polizeiabteilung des Innenministeriums vorgegebenen Grenzen so weit gedehnt hatte, wie er konnte. Darum gab es bei der Espooer Polizei immer noch ein Gewaltdezernat. Es wurde von meiner Nachfolgerin Anni Kuusimäki geleitet, die jedoch vor gut einem Jahr Drillinge zur Welt gebracht hatte und noch im Mutterschaftsurlaub war. Ihr Vertreter war der fünfzigjährige Markku Ruuskanen, Koivu zufolge ein fairer, wenn auch etwas distanzierter Vorgesetzter.